

## Hundert

Um dir, Babette, von Wilhelms Geburtstag, diesem überaus erstaunlichen Jubiläum, zu berichten, spule ich zurück auf Montag, den Tag meiner Anreise. Weil wir, das heißt er, Sophia und ich, am Vorabend mit einer Flasche Champagner schon gut hineingefeiert hatten, wurde es, für Wilhelms Verhältnisse, recht spät, etwa zwei Uhr morgens, wobei wir noch drei Grauburgunder entkorkten, zwei vor dem Champagner, einen danach. Sophias Anwesenheit kam übrigens dadurch zustande, dass ich sie am Nachmittag meiner Ankunft noch in ihrer Zahnarztpraxis, die nur fünf Minuten entfernt liegt, unangekündigt aufgesucht hatte, eine Riesenüberraschung sollte das sein, schließlich hatten wir uns seit ich weiß nicht, wie vielen Jahren nicht gesehen, wussten voneinander nur, was die Inhalte gelegentlicher Briefe hergaben, also eigentlich nichts. Fast nichts mehr. Oder kaum noch etwas. Aus Sophia war also tatsächlich eine Zahnärztin geworden. Ich glaubte es erst, als ich das Praxisschild sah. Sicher hatte ich von ihrer Berufswahl gehört, aber ich vergesse schnell, was mich nicht wirklich interessiert. Früher hatte sie mich einmal interessiert, doch wies sie mich damals halbwegs ab, oder sagen wir, sie ließ mich nur halbwegs ran (denn ich musste sie mit einem anderen teilen), und ich scheute wohl auch die Mühe, mehr um sie zu werben als unbedingt nötig. So etwas passt nicht zu mir. Der Aufwand für sie schien erheblich, doch der Erfolg ungewiss, es ließ sich kaum abschätzen, ob aus ihr und mir etwas hätte werden können. Wer weiß, hätte ich beharrlicher um Sophia geworben, wären wir heute womöglich verheiratet, hätten einen Versager und drei bis vier blitzgescheite, zielstrebige Kinder, die mich nicht leiden könnten (weniger noch als ich sie, außer vielleicht den Versager), und ich würde zu Hause dauernd über herumliegende Inlineskates stolpern, horrende Handyrechnungen bezahlen und Tag und Nacht das mir unerträgliche Hip-

Hop-Gewäsch über mich ergehen lassen müssen. Ich hätte mich zu Tode geschuftet, schufteten müssen, weil es mir schwer fällt, Grenzen zu ziehen, und ich zu viel geduldet hätte, also hätte ich mich in die Arbeit gestürzt, um zu verdrängen, so wie man einen Schmerz mit einem noch größeren Schmerz überlistet, eine Arbeit, die höchstwahrscheinlich darin bestanden hätte, eine gemeinsame Praxis mit Sophia zu betreiben, eine Doppelpraxis für Gebisse und Augen. Denn sicher wäre ich unter diesen Umständen Augenarzt geworden, ein Irisspezialist wohl, einer, der meint, aus der Pupille heraus die innere Beschaffenheit eines Fremden lesen zu können. Eine nachgerade metaphysische Kunst. Vielleicht hätte mir das sogar gefallen, dachte ich, kurz davor, Sophia mit meinem Besuch zu überrumpeln. Wir tranken in der Praxis, sie machte gerade Feierabend, gleich einen Schluck auf unser Wiedersehen. Sie freute sich, unverkennbar, doch schien mir ihr Lachen früher heiterer.

Bei dem einen Glas, Babette, blieb es nicht an jenem Abend, es kamen noch weitere hinzu. Und eigentlich wollte ich ja nur kurz anfügen, warum Sophia am Vorabend von Wilhelms großem Tag *auch* anwesend war. Sie fuhr mich hinüber nach Wahlheim und bot mir an, als sie den rappellvoll gepackten Citroën sah, in der Wertherstraße beim Ausladen zu helfen. Wilhelm habe sie ja auch schon jahrelang nicht mehr gesehen und morgen hätte sie zum Gratulieren nur wenig Zeit. Gesagt, getan, sie fuhr mir nach, half mir beim Tragen und blieb, so ist sie nun mal, einfach bei uns hängen.

Wilhelm fand Sophias Anwesenheit überhaupt nicht störend, eher im Gegenteil. Gepflegte Frauen, jüngere zumal oder besser gesagt: erheblich jüngere (eine Relation, die sich bei Wilhelms Alter ja zwangsläufig ergibt – eine Frau, die nur halb so alt ist wie er, wäre noch immer um einiges älter als ... na ja, zum Beispiel Sophia, die ein Jahr jünger ist als ich), aber egal: gepflegte Frauen, und dazu würde ich Sophia schon unbedingt zählen, ein eher sportlicher Typ, recht schlank noch, mit einem grazilen, spitznasigen Gesicht, aus dem intelligente, ein wenig unruhige Augen blicken, während ihr Lippenstiftmund mit seiner vielleicht einen Tick zu schmalen Oberlippe diese Unruhe auszugleichen weiß, dank einer leicht spöttischen Grundstellung, die

er, ihr Mund, für plötzliche, recht laute und eher heisere Lacher aufgibt, vermutlich aufgeben muss, umso den Blick auf ein tadelloses Gebiss (das sicher auch berufsbedingt ist, früher war es nicht so weiß) zu ermöglichen, eine dentale Tadellosigkeit, die übrigens bestens mit ihrem porenreinen Teint kooperiert, nun, so eine Frau, Babette, wie Sophia, spornt Wilhelms noch immer vorhandene Charmequalitäten nicht wenig an. So auch an diesem Abend, den wir in der Küche verbrachten, an dem uralten Eichentisch, einem der wenigen Möbel hier im Haus, die Wilhelms Eigentum sind, ein Erbstück von seiner mütterlichen Linie, das, wie er behauptet, aus deren hugenottischer Zeit herübergerettet wurde, ein Pyrenäentisch sozusagen, 16. Jahrhundert. Angeblich.

Bevor du jetzt denken magst, Babette, ich wolle mit einem Möbelstück von der Beschreibung Sophias bzw. ihrer Anwesenheit ablenken – dem ist nicht so, aber sie saß nun mal auch am Tisch, und auf Wilhelm komme ich noch genügend zu sprechen. Außerdem ist die Zeit der Möglichkeit zwischen Sophia und mir schon lange abgelaufen. Längst. (Auch würde ich dir ja zwanglos nie etwas berichten, was dich beunruhigen könnte. Oder?)

In der Speisekammer fanden wir allerhand (laut Wilhelms Befürchtung »Viel zu viel!«) Verpflegung für den nächsten Tag, den langen, das große Jubiläum. Ein üppiges Hamsterbüfett zu Wilhelms 100. Geburtstag, das Karin, seine Zuehfrau und halbtägliche Haushälterin, die schon weg war, als ich spät nachmittags ankam, vorbereitet und organisiert hatte. So wie es aussah, reichte es für gut hundert Gäste. Tolle Sachen, alles da: Frische Blutwurst (teils mit Zunge), zwanzig Mettwürste, drei große Pressköpfe, Frankfurter Würstchen (schätzungsweise fünf Dutzend), etwa dreißig Hühnerbrüste und ebenso viele Keulen, ein ganzer Schweineschinken und zwei saftige, kalte Rinderbraten, jede Menge Kartoffelsalat, vier Dippchen (respektive: Schüsseln) mit Soßen, darunter auch die legendäre »gri Soß«, eine grüne, die gar nicht so grün ist, sowie 18 Handkäse (mit Musik, also mit Kümmel, rohen Zwiebelringen und Essig), dazu neun Laib dreipfündiges Sauerteigbrot mit fingerdicker Kruste – dies, Babette, nur eine

kleine Auswahl des Büfetts, das Karin vorbereitet hatte und das wir in der Speisekammer vorfanden. Wilhelm sagte nur: »Bedient euch. Die meisten, die ich kenne, werden morgen wohl eher nicht kommen ...« Und er ergänzte, an unsere fragenden Gesichter gerichtet: weil sie schon tot seien. »Leider«, müsse er bei manchen hinzufügen, »zum Glück«, bei den meisten. Er kann immer noch sardonisch grinsen.

Bei Tisch – ich machte mich vor allem über die Blutwurst her, die konnte ich früher nicht ausstehen, fand sie nun aber sagenhaft lecker und entwickelte einen Heißhunger darauf – ging es zunächst um Sophias Verwunderung, dass Wilhelm sich nicht mehr so recht an sie erinnerte. Zahnärztin sei sie also, wollte er nachfragend wissen, nun, sein letzter Besuch in einer solchen Praxis läge fast vierzig Jahre zurück, und da wäre sie ja wahrscheinlich noch nicht mal im Besitz von Milchzähnen gewesen. Und vor zwanzig Jahren, als ich noch hier im Hause gewohnt habe, wäre es zeitweise, was die Besuche junger Damen betraf, zugegangen wie in einem Taubenschlag. Damit, Babette, übertrieb er allerdings maßlos – nun gut, die mittlere Haltbarkeit meiner überschülerhaften Beziehungsversuche lag ungefähr, melancholisch gefärbte Verschnaufpausen eingerechnet, bei einem halben Jahr, von den Sommer- bis zu den Weihnachtsferien und dann umgekehrt. Mehr als fünf oder sechs Freundinnen konnte ich gar nicht gehabt haben, nein, halt, ich habe, weil es so schön war, ja eine Klasse wiederholt, wären dann somit: maximal acht in vier Jahren. Also ein allenfalls bescheidener Taubenschlag, hier in der Wertherstraße. Und es wurde dabei auch eher nur gegurrt und geschnäbelt als sozusagen artgerecht ... entschuldige, Babette, ein blöder Witz. Und der Initiationsritus, ein merkwürdiges Wort, vielleicht sollte ich besser sagen: meine Entjünglichung, fand sowieso nicht hier statt, schon in dieser Zeit, aber nicht hier. Außer Haus, bei einer Älteren, na ja: ziemlich viel Älteren. Obwohl: Heute bin ich älter, als sie damals war. (Es war gut, ich hatte Glück.) Jedenfalls konnte sich Wilhelm nicht mehr an Sophia erinnern, und vielleicht, weil ihm diese Erinnerungslücke ein wenig peinlich war, brachte er deshalb den Vergleich mit dem Taubenschlag – womit er mir eine adoleszente Libido anheftete

und sich selber einen gewissen altväterlich-liberalen Stolz verlieh. Denn sogar verteidigt habe er meine, wie er sagte, *Taubenschlagkraft*, verteidigt gegenüber Margarethe, der eigentlichen Hausherrin, die er mit dem Argument in Schach gehalten haben will, es sei ihr doch so rum wohl auch lieber, als wenn ich ausschließlich junge Männer in knallengen Hosen mit nach Hause brächte oder gar niemanden. Mit Letzterem hätte Margarethe wohl leben können, mit Ersterem allerdings überhaupt nicht, eine katastrophale 70er-Jahre-Provinz-Horrorvorstellung, die Wilhelm da vergleichsweise heraufbeschworen hatte. Und mit der er mir, wie er nun am Pyrenäentisch erzählte, den Rücken für meine weiblichen Besuche wunderbar freigehalten habe. Darauf stießen wir an. Sophia wollte dann Wilhelms Gebiss etwas genauer sehen, das sähe ja toll aus, aber eine herausnehmbare Prothese sei das wohl nicht. Eitel, wie er ja auch ist, gewährte er ihr sogleich einen Blick darauf. Stiftzähne aus den frühen 60ern, sagte sie anerkennend, eine sehr gute Arbeit – es klang wie das Gutachten einer Archäologin –, und entsprechend ergänzte sie mit einem Bonmot, das wahrscheinlich unter den Teilnehmern von Parodontose-Kongressen kursierte und das sie, wenn nicht aufgeschnappt, vielleicht sogar in Umlauf gebracht hatte: Was er, Wilhelm, da im Munde trage, stamme sozusagen aus der Zahnsteinzeit.

Es war mir sehr recht, dass sich, erwartungsgemäß, an diesem Abend fast alles um Wilhelms schier endlos lange Vita drehte. Da er ein kurioser und anekdotenreicher Erzähler ist, Babette, kam dabei nicht ein Moment der Langeweile auf, er versteht es fabelhaft, seine Gesprächspartner in Stichwortgeber zu verwandeln, ohne dass man sich in dieser Rolle zurückgesetzt oder etwa degradiert fühlen würde. Sophias Stichwort »Zahnsteinzeit« zum Beispiel, das Wilhelm sehr erheiterte und mit dem sie ihn wohl spätestens erobert hatte, brachte ihn dahin, Tile Kolup heranzuziehen, Wetzlars falschen Kaiser im 12. Jahrhundert, denn unter den falschen Gebissen sei ja ein Ensemble aus Stiftzähnen quasi die Kaiserklasse, er jedenfalls, als ein Mensch, dem das präprotestantische Mittelalter immer ein Hort des Nachdenkens gewesen sei – und da machte er eine kleine rhetorische Pause, auch um

einen Schluck Grauburgunder zu trinken, den er sodann nicht zu loben vergaß, ein guter Jahrgang sei das, der 98er, zehn, elf interessante Geschmacksnuancen könne er herausfiltrieren, darunter Pampelmuse, Feige, Muskat und Honig, insbesondere dieser Honiggeschmack sei exzellent, er erinnere ihn an einen ähnlichen, den er einmal, anno '27, in einem böhmischen Dorf genossen habe, beim Frühstück mit Adelheid, einer begnadeten Wanderin, hübsch von vorne, aber aufregend schön von hinten, ihre figürlichen Vorzüge betreffend, weswegen er sie, vor allem bergauf, nur allzu gerne ein paar Schritte vorausgehen ließ, den Honig mit ihr, mit Adelheid, genossen in der böhmischen Schenke, wo sich gerade am Nebentisch Max Brod mit Franz Werfel über die Chaplin-Reportage von Egon Erwin Kisch gestritten haben – aber das führe jetzt vielleicht etwas zu weit –, Tile Kolup jedenfalls habe einen überaus würdigen Kaiser Als-ob gegeben, so gut wie vergleichsweise falsche Zähne es nur sein könnten und sein Gegenspieler, ja: Kontrapunkt, Rudolf von Habsburg, sei nicht mehr gewesen als, da wir uns hier gewissermaßen in einer dentalen Logik befänden, ein überkrönter Milchzahn der Habsburger Dynastie, deren Untergang ihn, Wilhelm, anno '18 den Schmerz über seine verlorene linke Hand ein wenig, aber auch nicht viel mehr als ein wenig habe vergessen lassen. Da er ein Mensch sei, der sich von der Unbill des Lebens und ihren mitunter harten Schlägen niemals habe ganz unterkriegen lassen, sei er zu einem »Lob des Ersatzes«, der ihm nichts weniger sei als die reale Existenz, ja: der universelle Beweis der Möglichkeit eines Als-ob, nicht nur fähig, sondern regelrecht verpflichtet. Verpflichtet wie wohl nur wenige. Seine Dürerhand und seine Stiftzähne, Erstere notgedrungen, Letztere vorausseilend, die Idee der Stiftzähne verdanke er übrigens einer Nabokov-Lektüre, das Notgedrungene jedenfalls und das Vorausseilende hätten ihn teilweise zu einem Versehrten, einem Mann der Prothese in zweifacher Hinsicht gemacht, einem unfreiwilligen und einem des Willens, ja: Wollens, aber, so hoffe er auch, zu einem, den niemand jemals (und er schaute uns dabei an, als erwarte er auch von uns für den Rest seines Lebens keine Widerrede) wegen seiner kleinen Versehrtheiten bemitleidet habe oder hätte. Unerträglich,

der Gedanke. Apropos Prothese, ergänzte er noch, ob uns schon mal aufgefallen sei, dass die klassische hegelianische Dialektik – These, Antithese, Synthese – doch im Grunde sehr banal sei. Eine Prothese fehle völlig. Man müsse doch einmal darüber nachdenken, inwieweit die Möglichkeit einer Prothese oder warum nicht gleich mehrerer, in Ergänzung oder anstatt einer Antithese, die Synthese verändere oder beeinflusse oder variiere, zum Beispiel Teile des Denkens über die Welt schlechthin. »Aber, Sophia«, sagte Wilhelm dann und berührte kurz ihre Hand auf dem Pyrenäentisch, »Ihre Idee einer Zahnsteinzeit ist kurios, geistreich und, wie Sie sehen, überaus anregend für die Gedanken eines greisen Mannes. Ich danke Ihnen! Wie schön, dass Sie hier sind.« Und er erhob das Glas auf sie, während Sophia ihn mit Augen betrachtete, die zu wünschen schienen, dass er nur zehn Jahre jünger wäre.

So in etwa, Babette, gestaltete sich mein erster Abend in der Küche, in der Wertherstraße, während meine Gedanken nicht weniger bei dir waren, als sie es jetzt sind, derweil ich an der Tastatur um meine optische Wiederkehr in dein Blickfeld kämpfe. Wilhelm ist ein einmaliger Mensch, er steht in der Hierarchie der mir wichtigen Personen, das merkte ich an diesem Abend, nach so langer Zeit, gleich hinter dir. Fast müsstest du ihn spüren.

Kurz vor Mitternacht holte ich dann den Champagner aus dem Kühlschrank und reihte drei Sektflöten auf den Tisch, die ich in der Glasvitrine im Esszimmer fand. »Ist es schon so weit? Herrje«, sagte Wilhelm mit gespielter Melancholie und dann: »Wie doch die Zeit vergeht!« Sophia blickte zur Küchenuhr und dann zu mir, und um zehn Sekunden vor zwölf begannen wir mit einem Countdown-Duett, das dann nahtlos in ein sonores, wir haben früher oft miteinander gesungen, wenn auch anderes Liedgut, »Zum Geburtstag viel Glück«-Ständchen überging. Und während Sophia Wilhelm um den Hals fiel und ihm weitere hundert Jahre wünschte, er habe das Zeug dazu, schenkte ich in die Flöten ein und umarmte ihn auch, als die beiden voneinander ließen (was eine ganze Weile dauerte und, wie mir schien, sogar mehr an ihr lag als an ihm), und wünschte ihm alles erdenklich Gute und weiterhin diese eiserne Gesundheit, die ihn so un-

glaublich weit gebracht habe, und überhaupt sei ich sehr froh, dass es ihn gäbe. Dann stießen wir an. Wilhelm konterte diese Momente der Rührung mit der ihm eigenen Ironie. Als er so alt geworden sei wie wir beide, Sophia und ich, nun zusammen wären, er habe das gerade eben mal überschlagen, vor 17 Jahren also, da habe er abends auch hier gesessen, in der Küche, mit dem Oberstleutnant, damals kurz vor dessen a. D. (ein Kürzel übrigens, das er schon deswegen möge, so blöde es manchem in seiner Abschiedlichkeit auch erscheine, weil es wie die Kurzform von »Auf Wiedersehen«, wie Ade, klänge und zugleich die Initialenfolge Albrecht Dürers sei), damals, vor 17 Jahren also, habe er hier mit von Mayerbronn gesessen und natürlich mit Margarethe, seiner Frau, und er, Wilhelm, habe gedacht und dann auch gesagt, nun sei er tatsächlich so alt geworden wie der Frankfurter, dies in der Wertherstraße zu Wetzlar, anno 1982. Margarethe und der Oberstleutnant hätten sich daraufhin angeschaut, hier am Pyrenäentisch, als beinhalte diese Überlegung einen prophetischen Gedanken, eine finale Aussage, sein eigenes, baldiges Lebensende betreffend. Worauf Wilhelm nun eine Reihe seiner gekonnten Zigarrenrauchkringel in die Küchenluft blies. Ich zählte 14. Und Wilhelm ergänzte, den prophetischen Gedanken im Blick, eine traurige Ahnung hätte Margarethe damals gehabt, während der Oberstleutnant, bei aller Freundschaft – morgen übrigens käme er ja auch herüber, aus dem Seniorenheim –, während sein alter Freund, 25 Jahre jünger als er, den Nutzen der Möglichkeit, in den Augen Margarethes suchend, ermaß. Er habe, sagte Wilhelm, das ja nie mit dem Oberstleutnant a. D. tatsächlich besprochen, aber er, Wilhelm, habe immer den, keineswegs unehrenhaften, Verdacht gehabt, damals, nicht nur hier in der Küche am Pyrenäentisch, dass von Mayerbronn, so er, Wilhelm, das Lebensmaß des Frankfurters tatsächlich in absurder Übereinstimmung eingehalten hätte, dass der Oberstleutnant, mit ein, zwei Jahren pietätischem Abstand, Margarethe, der in diesem Gedankenspiel dann zweifachen Witwe, einen Antrag gemacht hätte, der auf die Gemeinschaft einer weiteren, ihrer dritten und seiner ersten Ehe abgezielt gewesen wäre. Das Leben sei schon eine kuriose Angelegenheit. Es heißt, sagte Wilhelm,

der Tod sei ein merkwürdiger Kauz. Aber wenn dem so sei, dann ist das Leben ein nicht minder merkwürdiges Käuzchen. Dass wir drei jetzt hier in der Küche saßen, ohne Margarethe, dass sie nun schon bald drei Jahre in ihrer Urne ruhe, obwohl sie doch so viel jünger gewesen sei als er, und dass er, Wilhelm, nicht mit 83 dem Beispiel des Frankfurters gefolgt sei und dem Oberstleutnant, die, sozusagen, gehaltene Stellung nicht ordentlich geräumt habe – das resultiere seiner Meinung nach eher aus der Logik des Käuzchens als aus der des Kauzes. Während Wilhelm dies ausführte, stützte er die Ellenbogen auf den Pyrenäentisch und legte die rechte Hand parallel, passgenau an die linke, die immer ausgestreckte, die aus heimischem Wurzelholz, wodurch eine farbige, dreidimensionale Kopie der beiden betenden Dürerhände entstand. Ich bezweifle, ob Sophia das noch mitbekam – sie wirkte schon ein wenig betrunken. Oder müde. Oder beides.

\*\*\*

Am Dienstag, den 21. Dezember 1999, wurde ich nach einem erfrischend traumlosen Tiefschlaf erst spät morgens gegen elf Uhr wach. Als ich hinunterkam, hörte ich Wilhelm schon in ein Gespräch mit mehreren Personen verwickelt, im Kaminzimmer, das gleich neben seinem Arbeitsraum liegt. Aus der Küche kam eine mir unbekannte Frau mit dunkelbraunem Pagenschnitt, weißer Bluse und einem gut sitzenden, schwarzen, knielangen Rock. Ihre nicht minder schwarzen Strumpfhosenbeine entgingen meinem Blick keineswegs. Sie trug ein Tablett voller Gläser und grüßte mich mit einem bestens gelaunten »Guten Morgen«, sie sei Karin und ich wohl Jakob, und ob ich auch gleich einen Sekt haben wolle? Ich verzichtete dankend, mir war mehr nach einem dreifachen Espresso, aber eine Espressomaschine gibt es in diesem Haushalt leider nicht. Noch nicht, sagte ich mir, und dachte an das nahende Weihnachtsfest. Ich musste mich in der Küche mit einem schwarzen Bohnenkaffee begnügen (furchtbar, dieses Zeug!), aß ein Schinkencroissant und entdeckte zudem frisch gepressten Blutorangensaft, der mir gut tat. Derweil klingelte es wieder an der Haustür, und jemand wurde eingelassen. In die Küche zurück-

gekehrt, erzählte mir Karin, ich las gerade einen Artikel der Lokalzeitung über Wilhelms Jubiläum, der mit einem gestrengen Foto von ihm, vor seiner Bibliothek stehend, versehen war, es sei soeben der Kulturdezernent der Stadt erschienen, mit einem Riesenstrauß Blumen – ob ich nicht hinübergehen wolle. Musste ich wohl, hätte mich aber gern davor gedrückt, morgens ertrage ich, wie du weißt, Babette, außer dir, kaum einen Menschen. Mein Tag beginnt ja in der Regel erst nach einstündiger Zeitungslektüre, also frühestens Mittags. Und am liebsten würde ich meine Tage überhaupt in die Nacht verlegen, bei Tage also schlafen und in der Nacht leben. Eine Wunschtendenz, die ich seit einigen Jahren immer häufiger verspüre und deren Erfüllung ich mir in den letzten Monaten sogar regelrecht ersehne. (Fast wie dich, Babette.)

Drüben, im Wohnzimmer, das durch die offenen Flügeltüren zu Wilhelms Arbeitsraum sehr großzügig wirkte, standen und saßen etwa zwölf Personen, die mir, außer dem Jubilar, alle unbekannt waren. Als ich eintrat, hielt gerade einer, der mit dem Rücken zu mir stand, eine Rede. Ihm gegenüber, den linken Arm angewinkelt auf der Rücklehne des höheren der beiden ledernen Ohrensessel vor dem Kamin: Wilhelm mit majestätischem Gesicht, fast wächsern, in einer Mischung aus angedeuteter Rührung und unterdrücktem Stolz. Er trug einen dunkelblauen Zweireiher mit Weste und weißem Hemd, dazu eine blaue Krautwatte mit hellgrauem Buchstabenmuster darauf. Seine Dürerhand steckte im blauleddernen Handschuh. Er sah mich, zwinkerte mir kurz zu. Der Herr mit der Rede, um den ich langsam herumging, ich wollte mich neben meinen Großonkel stellen, sprach in einem kernigen Hochdeutsch der Wetzlarer Art, wobei er mit Formulierungen und Begriffen jonglierte wie: methusalemisches Alter, großartige Lebensleistung, gestrenger Beobachter von Stadt und Land, wandelndes Lexikon von Heimat- wie Weltgeschichte, Original von seltener Güte, Zeitzeuge, Jahrhundertmensch, Kaiserzeit, zwei Weltkriege, drei deutsche Staaten, kritischer, ja: grimmiger Demokrat, Bildungsbürger mit unbestechlicher Meinung und dergleichen mehr. Und er schloss mit einem Wort des Frankfurters: »Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln. Was ihr den Geist der Zei-